

Von Menschen und Superhelden

Mythosmaschinen: Comics erzählen die besten Geschichten. Der Prachtband zum 75-jährigen Jubiläum des DC-Verlags sollte Pflichtlektüre für Schriftsteller werden.

Von *Thomas von Steinaecker*

DAS VERHÄLTNISS zwischen Literatur und Comic ähnelt dem zweier ungleicher Brüder. Der Ältere ist hochintelligent, aber mit den Jahren etwas selbstgefällig geworden. Der Jüngere hingegen feiert in seiner WG oft bis spät in die Nacht und hat keine Ahnung, was er später einmal machen soll.

Dafür sprudelt er nur so vor Ideen. Viele sind banal, manche aber schlichtweg genial. Zu gern würde er sie seinem großen Bruder erzählen, wenn man sich nur einmal sehen würde. Doch schon von Geburt an wohnen die beiden in verschiedenen Städten und haben so gut wie keinen Kontakt.

Fragt man sich, warum zwei verwandte Künste sich lange kaum beachtet, gibt es dafür eine einfache Erklärung: Der Roman stellte das Medium des Bildungsbürgertums dar, Comichefte waren etwas für Ungebildete, Kinder und all jene, die sich der Subkultur zugehörig fühlten. Eine gewisse Schuld an diesem Vorurteil trägt die wahrscheinlich bekannteste Comicfigur aller Zeiten: Superman. Seit der „Mann aus Stahl“ 1938 das erste Mal seine Bahnen über Metropolis zog, hat sein Verlag DC ein Paralleluniversum entstehen lassen, das mittlerweile Legionen von Superhelden und Superschurken bevölkert.

So grandios die Idee, so simpel ihre Umsetzung. Nur ein starker zeichnerischer und erzählerischer Schematismus garantierte anfangs die monatliche Veröffentlichung neuer Folgen von Superman, Batman und verwandten Helden. Doch dieser Schematismus war gerade der Garant dafür, dass das

Amalgam aus Groschenromanversatzstücken und biblischen Legenden, in dem die amerikanisch-jüdischen Väter der Superhelden, Jerry Siegel und Joe Shuster, nicht zuletzt auch ihre Ängste vor den Auswirkungen der Great Depression und dem drohenden Unheil in Europa verarbeiteten, schnell seinen weltweiten Siegeszug antrat – in Deutschland übrigens erst mit einiger Verspätung, in den 60er-Jahren.

Der überwältigende Erfolg der Serie hatte jedoch einen unglücklichen Nebeneffekt. Zwar brachte das Medium von Beginn an anspruchsvolle Meisterwerke hervor – James Joyce und Gertrude Stein beispielsweise waren erklärte Fans von George Herrimans dadaistischem „Krazy Kat“-Strip. Doch in der breiten Öffentlichkeit wurde der Comic oft gleichgesetzt mit billiger Massenware, niedrigem künstlerischen Niveau und einer fragwürdigen Ideologie.

Inzwischen ist Superman längst erwachsen geworden. Das verdankt sich im Wesentlichen der mutigen Entscheidung DCs, sich Mitte der 80er-Jahre vom einfalllosen Erfolgsmuster der Serien zu verabschieden und die typisierten Protagonisten zu dreidimensionalen Figuren zu machen. Batman, das war jetzt der Dark Knight, ein selbstgerechter Psychopath, und Joker ein Sadist mit mit-leiderregender Vorgeschichte. Damit aus Typen Charaktere werden konnten, brauchte es freilich Geschichten; Geschichten, die nicht nach ein paar Seiten schon wieder zu Ende waren, sondern Raum für Entwicklung boten, keine Hefte, sondern Bücher. Solche dann erstmals im normalen Buchhandel er-

hältlichen Graphic Novels befreiten das Medium nicht nur aus dem Asyl muffiger Comicläden.

Die „gezeichneten Romane“ machten deutlich, was für Zeichner wie Hugo Pratt, Jacques Tardi oder Moebius, die europäischen Wegbereiter des literarischen Comics, schon seit den frühen Siebzigern galt: Die Geschichte und der Text sind beim Comic genauso wichtig wie das Bild. Seitdem haben Comic-Künstler Jahr für Jahr neue Stoffe und Erzählweisen der Literatur für ihr eigenes Medium erschlossen: von der Holocaust-Erinnerung über die Reportage aus dem Gazastreifen und der an Carver geschulten Kurzgeschichte bis zum 400-seitigen Familienepos.

Anders als die bildende Kunst, die sich – von der Pop-Art bis zu Neo Rauch – vom Comic inspirieren ließ, oder als der Film, der momentan die Möglichkeiten der neuesten digitalen Effekte anhand des DC-Universums auslotet, weiß aber ausgerechnet die Belletristik weiterhin relativ wenig mit jenem Medium anzufangen, das von ihr in den vergangenen Jahrzehnten seine wichtigsten Impulse empfangen hat.

Wie soll man sich auch literarische Anleihen an die sogenannte neunte Kunst vorstellen? Formal gesehen, werden in ihr Zeichnungen und Worte zu einer Erzählung montiert. Inhaltlich pendelt sie zwischen den verschiedensten Genres und wechselt gern unvermittelt von der einen in die andere Tonlage. Das riesige Arsenal von Stoffen, das sich vor allem aus den von der Belletristik meistens geschmähten Trivialmythen speist, regt den Comic dazu an, unbekümmert draufloszufabulieren, wobei die Seitenarchitektur, das heißt der

mosaikhafte Gesamteindruck der aus Einzelbildern bestehenden Seite, der Handlung Episodencharakter verleiht.

Oft werden dabei mit spielerischer Leichtigkeit intellektuelle Querverweise auf die Geschichte des Mediums eingestreut. So etwa, wenn im Art Spiegelmans Schoa-Comic „Maus“ Mickey Maus anklingt oder Daniel Clowes die Kapitel seines Kleinstadt-Kaleidoskops „Ice Haven“ wie unterschiedliche Zeitungscomics in einem jeweils anderen Stil gestaltet. Den alten und neuen Klassikern des Mediums gelingt so die Quadratur des Kreises: eine höchst unterhaltsame, weil erzählerische Avantgarde.

Logischerweise finden sich Bezüge zum Comic am häufigsten bei Schriftstellern aus den Vereinigten Staaten, dem Geburtsland der neunten Kunst.

Einerseits thematisch, wenn, wie in Michael Chabons „Die unglaublichen Abenteuer von Cavalier & Clay“, die fiktive Biografie von Zeichnern als nostalgische Erinnerung an ein Stück Zeitgeschichte dient. Andererseits erweisen insbesondere die US-Popliteraten und ihre Nachfolger seit den Sechzigern dem Comic ihre Reverenz; angefangen bei Thomas Pynchon, bei dem die Historie genauso irrational erscheint wie die Handlung eines DC-Comics, über Jonathan Lethem

„Autoren, die sich von Comics inspirieren lassen, gelten hierzulande immer noch als bunte Hunde“

mit seinem Erzählband „Von Menschen und Superhelden“ bis hin zu Jonathan Safran Foer, der in „Extrem laut und unglaublich nah“ grafische Elemente mit dem Text kombiniert.

Anders hingegen sieht es in Deutschland aus, das in Sachen Comic einem Entwicklungsland gleicht. Zwar entstand hier im 19. Jahrhundert mit Wilhelm Buschs untertitelten Bildgeschichten eine international ziemlich einmalige Variation des Mediums; doch schon vor dem „Dritten Reich“ erstarren

die Zeichner im Traditionalismus und schotteten sich gegen die Einflüsse des Comic-Strips aus Übersee ab. Nach 1945 boten dann in der Bundesrepublik die massenmedienfeindliche Haltung des Bürgertums und der Antiamerikanismus in der DDR eine denkbar ungünstige Voraussetzung für die Entwicklung einer eigenen Comic-Kultur. Rolf Dieter Brinkmann oder Elfriede Jelineks Anspielungen auf Batman in ihren frühen Texten blie-

ben ein kurzes Intermezzo. Die Vertreter der seit der Neunzigern populärsten literarischen Strömung eines neuen Realismus meiden das inhaltliche oder gar formale Experiment schon aus Prinzip. Geht es doch in ihren Familienromanen und Kurzgeschichten gerade darum, Ordnung in eine unübersichtlich gewordene Welt zu bringen – da würde ein Superheld nur unerwünschtes Chaos stiften.

Und jene Autoren, die heute die deutsche Popliteratur der 60er-Jahre fortsetzen. Rainald Goetz oder Andreas Neumeister, haben zwar von dieser eine rar gewordene Nähe zur Collage übernommen; was ihrer kopflastigen Poetologie völlig fehlt, ist jedoch die manchmal naiv anmutende Lust am bloßen Geschichtenerzählen der Graphic Novels der vergangenen Jahrzehnte.

Nicht zufällig gelten denn auch die wenigen Autoren, die sich hierzulande in ihren Stoffen und ihrer Sprache vom Comic inspirieren lassen, als bunte Hunde: Dietmar Dath, Georg Klein oder Christian Kracht, dem mit seinem letzten Roman „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ die vielleicht radikalste textliche Annäherung an eine Graphic Novel gelungen ist.

Es geht hier freilich nicht allein darum, der Literatur eine weitere Facette hinzuzufügen: Texte, die das Doppelgesichtige des Comics ernst nehmen, das Fabulieren und das Reflektieren, die Wirklichkeit und die Träume, das Bild und das Wort, vermögen im besten Fall einen wesentlich umfassenderen Eindruck von unserer Wirklichkeit zu geben, als es die vermeintlich realistischen Romane mit ihren neu aufgelegten Techniken des 19. Jahrhunderts je können werden.

So wäre es für beide Seiten wünschenswert, wenn sich nicht nur die jüngeren deutschen Comic-Künstler weiter mit literarischen Techniken beschäftigten; wo doch ihre

Zeichnungen ihren Erzählungen meistens weit überlegen sind. Auch die Prosautoren hierzulande sollten einmal einen Blick in die größtenteils nicht einmal übersetzten Meisterwerke Dan Clowes, Chris Ware und David Mazzucchellis werfen. Oder, um zum Anfangsbild zurückzukehren: Es wäre gut, wenn man sich mal zusammensetzen und miteinander reden würde.

Der Schriftsteller, Regisseur und Journalist Thomas von Steinaecker, geboren 1977 in Traunstein, ist einer der besten deutschen Comic-Kenner. 2007 erschien sein Debütroman „Wallner beginnt zu fliegen“. Sein zweites Buch „Geister“ enthielt Comics von Daniela Kohl.



Paul Levitz:
75 Years of DC Comics: Die Kunst, moderne Mythen zu schaffen. Taschen, Köln. 722 S., 150 Euro.

Seid ihr bereit, die grüne Laterne weiterzutragen?

Bunte Weltherrschaft: Die unglaubliche Erfolgsgeschichte der DC-Comics

Wer nicht bereit ist, sich dem heiligen Ernst des Stoffes hinzugeben und dabei wissenschaftlich albern zu wirken, ist für die Welt der Superhelden-Comics verloren.

In meiner Schreibtischschublade bewahre ich etwa sieben „Green-Lantern“-Ringe auf, die wegen ihrer außerirdischen Herkunft außergewöhnliche Kraft verleihen und die letzte Jahr wegen der Sonderserie „Blackest Night“ verschenkt und verkauft wurden. Wenn einmal ein Außerirdischer in Berlin-Kreuzberg abstürzen sollte und mit letzter Kraft haucht, ich müsse jetzt die grüne Laterne weitertragen, so

wie es 1959 dem Piloten Hal Jordan passiert ist (natürlich nicht in Kreuzberg), wäre ich zumindest ringmäßig gewappnet. „Green Lantern“ gibt es seit Juli 1940, er muss seinen magischen Ring an einer Laterne aufladen. Nächstes Jahr kommt ein Film ins Kino, Ryan Reynolds spielt Green Lantern.

Die Green-Lantern-Ringe sind aus Plastik. Sie sind billig. Und das muss so sein. Denn eigentlich sollen Comics von ihrem Wesen her ein günstiges, schnelles Vergnügen darstellen. Momentan wird in den USA heftig über die Comicpreise debattiert. Mit durchschnittlich vier Dollar pro Heft sind sie teuer, die Fans rebellieren. Weit besser laufen Graphic Novels, die Geschichten mehrerer Hefte zusammenfassen, und luxuriöse Coffee-Table-Works.

Jedenfalls sind wird damit aus mehreren Gründen beim voluminösen, äußerst schweren, supersorgfältig gedruckten und also wunderschönen Band „75 Years of DC Comics“ angelangt. Der Verlag ist nach Marvel der zweite Branchenriese. Und natürlich ist Green Lantern ein DC-Held. Staunend blät-

ter man durch dieses Buch, sieht die fantasievollen Cover, Layouts der Seiten und die Einzelbilder.

DC, nach der erfolgreichen Reihe „Detective Comics“. Mit Superman begann das „Golden Age“ der Comics, die Auflagen schossen in die Höhe, immer neue Helden in bizarren Kostümen wurden geboren. 1939 folgte Batman als verwundbare Gegenfigur zum außerirdischen Superman, außerdem Flash, Wonder Woman, Green Lantern, Sandman, Captain Marvel, der bald populärer war als Superman.

Viele Verlage konkurrierten, aus dem wichtigsten, Timely, wurde später Marvel Comics. Die meisten Zeichner und Autoren waren jüdische Jungs. Die Verlage kauften als Erstes den Erfindern die Rechte an ihren Figuren für sehr wenig Geld ab, was bis heute Prozesse nach sich zieht. Es wäre schön gewesen, wenn auf den mehr als 700 Seiten von „75 Years of DC Comics“ auch ein bisschen Platz für Abbitten gewesen wäre.



Green Lantern verleiht sein Ring Sternkräfte

„Mein Lieblingsfund: Langes Frühstück und Kissen-schlacht mit Batman und Robin“

Die Amerikaner liebten Comics, die Träume für zehn Cent. Im Zweiten Weltkrieg waren die Helden patriotisch und erfolgreich; sehr viele Superhelden traten gegen die Nazis an. Die Figuren emanzipierten sich, traten in Serials im Kino, in Hörspielen, im Radio und bald – wie Superman – im Fernsehen auf.

Die Comicbranche selbst – von Superman abgesehen – schwächelte bis Ende der 50er-Jahre; etliche Reihen wurden eingestellt und kamen nie wieder. 1956 startete DC einige Titel neu, besonders Flash und Green Lantern. Als Konkurrent Marvel neue Figuren wie die Fantastischen Vier, Spiderman, Hulk erfand, war das „Silberne Zeitalter“ der Comics in vollem Gange.

Die Pop-Revolution der Kunst und der Musik schlug sich auf den

ter man durch dieses Buch, sieht die fantasievollen Cover, Layouts der Seiten und die Einzelbilder.

Mein Lieblingsfundstück: Im Juni 1954 erschien ein Heft, das verriet, wie ein ganz normaler Morgen im Landsitz Wayne Manor aussieht. Bruce Wayne (Batman) und Dick Grayson (Robin) wachen im gleichen Bett auf. Batman sagt: „Das war eine gute Nacht. Los, Dick, eine kalte Dusche und ein großes Frühstück.“ Anschließend kommt es zur Kissenschlacht. Kein Wunder, dass der berühmte Psychologe Frederic Wertham gegen die jugendverderbenden Comics zu Felde zog – und sie damit fast zugrunde richtete. Fast.

Die Sache begann im Februar 1935 mit „New Fun: The Big Comic Magazine“ des Major Malcom Wheeler-Nicholson. Die Hefte waren größer als heute, mit der zweiten Reihe des Verlages, den „New Comics“, entstand das bis heute übliche Format.

Es waren lustige, abenteuerliche Bildergeschichten, meist nur eine Seite lang. In Heft Nr. 6 von „New Fun“ erschienen zwei Stücke der Science-fiction-Fans Jerome Siegel und Joe Shuster, beide damals 21 Jahre alt. Bis 1938 versuchten sie vergeblich, ihre Comic-Erfindung zu lancieren: Superman. 1938 klappte es, und danach war alles anders. Auch der Verlag hieß nun Seiten nieder, die bunter, experimentierfreudiger, verrückter wurden. Batman bekam seine berühmte, höchst alberne Fernsehserie mit den Woll-Kostümen. Er war so harmlos, dass man sich nicht mal vorstellen konnte, dass Batman im gleichen Bett wie Robin schläft.

Mit dem Aufkommen der Hippie-Kultur und den Underground-comics wurden die Comics düsterer. Anfang der 70er-Jahre entdeckten Green Lantern und Green Arrow auf einer Reise durch Amerika die soziale Realität: Es ging plötzlich um Drogen, Rassismus, mangelnde Bildung, Frauenrechte. DC, mittlerweile beim Warner-Konzern untergekommen, profitierte mit den „Superman“-Filmen als Erster vom Kino. Das war der letzte große Höhepunkt des Mannes vom Krypton für lange Zeit. 1993 starb er den ersten Comic-Tod, ein Ableben, das freilich nichts zu bedeuten hat.

Heute sind Comics oft Vehikel, um begehrten Stoff für Kinofilme, Fernsehanimationen, Serien zu liefern. Softwareproduktion zur Weiterverarbeitung. Das Originäre der Superheldencomics, unglaubliche

Welten und Taten darzustellen, ist durch die technischen Möglichkeiten überall möglich. Und überall wird es genutzt. Die Superhelden haben längst die Welt jenseits der Kästchen erobert.

Holger Kreitling